

Hans
Klein

Evangelische Theologie in Hermannstadt (Sibiu)

1. Einführung und Vorgeschichte

Evangelische Theologie kann man in Hermannstadt seit 1955 studieren. In diesem Jahr übersiedelte die im Februar 1949 im Rahmen des gemeinsamen Protestantisch-Theologischen Institutes mit Universitätsgrad Klausenburg gegründete deutschsprachige Fakultät für Evangelische Theologie in das Bischofshaus nach Hermannstadt. Der Grund der Übersiedlung war die Tatsache, daß in diesem Jahr aus Anlaß eines Besuches von Kirchenpräsident Martin Niemöller der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien ihr Bischofshaus, das man 1945 enteignet hatte, zurückgegeben wurde, und das nun entsprechend genützt werden mußte. Das gemeinsame Protestantisch-Theologische Institut für alle in der Reformationszeit entstandenen Kirchen, also neben der großen Reformierten und der kleinen Evangelisch-Ungarischen auch die Unitarische, war nach dem Kultusgesetz von 1948 entstanden, als man den protestantischen Kirchen eine einzige kirchliche Ausbildungsstätte bei gleichzeitiger Auflösung aller staatlicher theologischer Fakultäten erlaubte.

Bis zum Kriegsende studierten viele Pfarrer unserer Kirche im deutschsprachigen Ausland, von Riga (Herderinstitut) über Wien und Leipzig bis nach Straßburg. Das war seit der Reformation so und veränderte sich nur geringfügig. Damit kamen alle geistigen Strömungen aus diesem Raum zu uns. Wir hatten eine Zeit der lutherischen Orthodoxie, des Pietismus und der Aufklärung, der ethisch geprägten Volksfrömmigkeit im 19. und Ansätze zum Neuluthertum im 20. Jahrhundert. Die Dialektische Theologie und die existentielle Auslegung der Schrift drangen nicht mehr ganz durch, weil die Ereignisse des Krieges den Kontakt mit dem Ausland unterbrachen, und die neuen Verhältnisse, gekennzeichnet vor allem durch Abgeschlossenheit, neue Konzepte und Lösungen forderten.

Der gewöhnliche Lebensweg eines Pfarrers in der Zeit vor dem 1. Weltkrieg war dadurch geprägt, daß er als Lehrer in einer Kirchenschule begann

und sich erst in reiferem Alter auf eine Pfarrstelle meldete, die auch besser dotiert war. Das hing damit zusammen, daß die wenigsten zukünftigen Pfarrer nur Theologie studierten, die meisten nahmen andere Fächer dazu. Es gab freilich auch Pfarrer, die aus dem Lehrerstand kamen und nur in den kirchlichen Seminaren ausgebildet waren. Diese bildeten den sogenannten *clerus minor*, sie konnten nur kleinere Gemeinden übernehmen, oft nur auf den 2. oder 3. Bewerbungsaufwurf hin. Da es mehrere kleine Gemeinden gab, die keinen eigenen Pfarrer entlohnen konnten, wurden dort auch Pfarrlehrer eingestellt, die sowohl die Pfarrstelle als auch die kleine Schule leiteten. So waren in dieser ganzen Zeit Kirche und Schule eng verbunden. Bildung und Glaube gingen nebenher, was einerseits dazu führte, daß die Kirche dem Volke nahe blieb, andererseits aber auch nicht verhindern konnte, daß dem Evangelium fremde Themen die Kirche und ihre Verkündigung sehr beeinflussten. Unsere oft bewunderte, aber wegen der Verquickung von Volk und Kirche auch beargwöhnte Volkskirche war eine Mischung von Gemeinschaft, Erziehung, Brauchtumpflege, weniger von dem Zuspruch des Evangeliums geleitet, als von der gemeinsamen Tradition und Sprache. Sie war von einem starken Gefühl der Zusammengehörigkeit geprägt, wobei der Gottesdienst vor allem Gemeinschaft stiftende Funktion hatte. Daß dieses für fromme und gebildete Gemeindeglieder nicht ausreichte, liegt auf der Hand, und so gab es in unserer Kirche immer auch Bewegungen, die die persönliche Frömmigkeit in den Mittelpunkt stellten.

Eine Besonderheit, die sich im Laufe der Zeit herausgebildet hatte, verdient noch Erwähnung, weil das Bewußtsein dafür in unserem Jahrhundert verloren ging: In den größeren Städten gab es „Stadtpfarrer“, anerkannte, oft promovierte Persönlichkeiten, deren Aufgabe es war, die Verwaltung auch der vielen Schulen zu leiten und die Intellektuellen der Stadt anzusprechen. Die seelsorgerlichen Aufgaben für die vielen Gemeindeglieder und die Predigten für sie übernahmen sogenannte „Stadtprediger“, die weniger den Intellektuellen als mehr den „einfachen“ Leuten verbunden waren. Damit war dafür gesorgt, daß alle Teile der Bevölkerung auch in ihrem Bildungsstand erreicht wurden. Daß diese Einrichtung dem 20. Jahrhundert nicht mehr entsprach und bekämpft wurde, ist von den neuen Voraussetzungen der Gleichheit aller Menschen erklärlich.

In der Zeit seit 1949 wurden in unserer Evangelischen Fakultät über 600 Studierende eingeschrieben, darunter nahezu 100 Gaststudenten. Etwa 400 schlossen ihr Studium ab, davon wurden über 90 Prozent Pfarrer. Der Pfarrermangel, der sich bald nach dem Kriege meldete, konnte behoben werden, es gab auf dem Höhepunkt etwa 180 Pfarrer. Aber diese Ausbildung hätte bald zu viele Pfarrer produziert, wäre nicht der Pfarrerstand durch die Aus-

wanderung immer auch sehr verkleinert worden. Bis zum Beginn der 80er Jahre konnte man davon ausgehen, daß von allen Jahrgängen etwa die Hälfte fünf Jahre nach ihrem Studienabschluß ausgewandert war. Nachher dauerte die Halbwertszeit etwas länger. Der ständige Pfarrermangel hat auch die Ausbildung von neuen Geistlichen stimuliert. Im Dezember 1989 hatten wir 120 Pfarrer im aktiven Dienst, dann sank die Zahl mit der Auswanderung der Gemeindeglieder rapid, wobei zur Ehre der Pfarrer gesagt werden muß, daß sie ein wenig langsamer auswanderten als die Gemeindeglieder. Heute zählt unsere Kirche 45 Pfarrer im aktiven Dienst, wir haben knapp über 20 Studenten und können damit rechnen, daß wir in einigen Jahren den Pfarrermangel beheben. Bereits heute leiden wir weniger unter Pfarrermangel als darunter, daß wir nicht genügend Religionslehrer haben. Denn seit 1990 wird Religionsunterricht in der Schule gegeben, und das bedeutet, daß wir etwa 15 Religionslehrer brauchen. Darum bilden wir in neuester Zeit unsere Pfarrer auch als Religionslehrer aus.

2. Die Studienordnung

Wie an allen deutschsprachigen Theologischen Fakultäten werden die Hauptfächer zum Studium angeboten: Altes Testament, Neues Testament, Kirchengeschichte, Systematische Theologie und Praktische Theologie. Das Spezifikum unserer Einrichtung ist ein fester Stundenplan, der das Studium von Anbeginn bis zum Abschluß regelt. Dies hängt nicht nur an der kleinen Zahl der Studenten und Lehrer, die eine Wahl der jeweiligen Fächer als schwierig erscheinen läßt, sondern auch an dem in Rumänien üblichen Studiensystem. Das kürzlich an den Universitäten eingeführte Kreditsystem wird auch unser Studium verändern.

Studiert wird laut Ordnung fünf Jahre (zehn Semester), wobei ein Jahr im Laufe des Studiums verlängert werden kann. Zur Ablegung der Lizentiatenprüfung gibt es die Möglichkeit der Verlängerung um ein weiteres Semester. Nach 13 Semestern muß also das Studium samt 1. Examen abgeschlossen sein.

Die ersten zwei Jahre sind dem Grundstudium gewidmet. Hier werden Hebräisch und Griechisch so weit gelernt, daß mit Hilfe eines Wörterbuches ein Text der Bibel übersetzt werden kann. Bibelkunde, Geschichte Israels, Einleitung in die beiden Teile der Bibel, Kirchengeschichte, Religionsgeschichte, Philosophiegeschichte, Bekenntniskunde, Einführung in die Praktische Theologie und speziell in die Homiletik sowie in das Gesangbuch

kommen hinzu, ebenso das Erlernen der spezifischen liturgischen Sprache der Orthodoxen Kirche und Fortbildung in englischer Sprache. Drei Proseminare üben die Methoden wissenschaftlicher Arbeit mit Texten vergangener Zeiten ein.

Die Grundprüfung schließt diesen Studiengang ab. Sie besteht aus einer Prüfung in den biblischen Einleitungsfragen, Bekenntniskunde und Kirchengeschichte und ermöglicht zusätzlich die Übernahme in ein kirchliches Vikariat für einen *clerus minor*, wird dazu aber selten in Anspruch genommen.

Nach bestandener Grundprüfung kann das Aufbaustudium beginnen. Es beinhaltet Exegese und Theologie der beiden Teile der Bibel, Dogmen- und Theologiegeschichte, Siebenbürgische Kirchengeschichte, Fundamentaltheologie, Dogmatik, Ethik und Ökumenik sowie die Fächer der Praktischen Theologie: Homiletik, Liturgik, Seelsorge, Konfessionskunde, allgemeines und spezielles Kirchenrecht, Religionspädagogik, Didaktik, Psychologie, Management und Einführung in die Orthodoxe Spiritualität. Daneben laufen je ein Seminar in den fünf Hauptfächern, das Erlernen der lateinischen Sprache sowie homiletisch-liturgische und katechetische Übungen. Wer will, kann Unterricht im Orgelspiel erhalten, um später im Gottesdienst den Gemeindegesang zu begleiten. Zur Zeit enthält der Stundenplan zwischen 22 und 24 Stunden pro Woche, eine erhebliche Belastung, die das Selbststudium etwas eingrenzt, doch ist diese Stundenzahl im Verhältnis zu der im Lande üblichen relativ tief gehalten.

Das Herbstsemester beginnt am 1. Oktober und schließt kurz vor Weihnachten. An die Weihnachtsferien schließen sich die Semesterprüfungen im Januar an. Jedes Vorlesungsfach wird nach einem oder zwei Semestern geprüft. Das zweite Semester beginnt etwa am 10. Februar und dauert bis Ende Mai. Zwischendurch sind Oster- und gegebenenfalls auch Pfingstferien. Der Juni ist wieder für Semesterprüfungen vorgesehen. So hat ein Studienjahr 26 Vorlesungswochen, im Herbst 12, im Frühjahr 14, und zweimal vier Wochen Prüfungszeit. Diese Studienordnung hat im Laufe der Zeit Veränderungen erfahren und wird sich in Zukunft den gewandelten Bedürfnissen und Einsichten anpassen. Zur Zeit wird der Einbau praktischer Fächer ins Grundstudium diskutiert, damit eventuelle Aussteiger nach der Grundprüfung für die Praxis besser gerüstet sind. Aber auch die Reduzierung von Unterrichtsstunden zu Gunsten des Selbststudiums ist seit 1990 ein dauerndes Thema. Sie muß Hand in Hand gehen mit der Erziehung zum eigenen Arbeiten, was in der Zeit der Diktatur nicht nur nicht gepflegt wurde, sondern sogar unerwünscht war. Als wir 1984 die ersten Proseminare zur Einübung der wissenschaftlichen Methoden einführten, die es im Lande und in den Nachbarländern immer noch nicht gibt, kamen die Studierenden damit

nur schwer zurecht. Sie wollten Lernstoff dargeboten bekommen. Zum Selbststudium fehlten die Voraussetzungen. Das darum, weil unsere Hörer Ausrichtung erwarteten, und zwar eine solche, die der Linie der Partei nicht entsprach. Es war eine Zeit, in der das Ideologische sehr gefragt war, zumal praktische Fragen kaum auftauchen konnten. Die Diktatur regelte das Leben weithin. Möglich war bloß ein Inseldasein. Dieses konnte christlich, d. h. von der Bibel her gefüllt werden.

Die Lizentiatenprüfung setzt ein abgeschlossenes Studium (Absolutorium) und eine Hausarbeit voraus. Geprüft wird Exegese und Theologie der beiden Teile der Bibel, Dogmen- und Theologiegeschichte sowie Systematische Theologie.

3. Verhältnis zur Kirche

Die kirchliche Einbindung hat an unserer Ausbildungsstätte einen hohen Stellenwert, den sie sich über die Jahre hin erhalten hat. Ob das so bleiben kann, wird sich im Laufe der Zeit zeigen. Denn nicht alle, die bei uns studieren, streben den Pfarrberuf an. Wir gehen davon aus, daß etwa zwei Drittel der Studierenden später innerhalb unserer Kirche eine Anstellung suchen. Dennoch werden alle Studierenden zur Teilnahme an den täglichen Morgenandachten angehalten, die Abendandachten gestalten sie im Wohnheim selber. Konkret sieht das so aus, daß sie an drei Tagen der Woche, beginnend mit dem 2. Semester, selbst eine Morgenandacht halten, wodurch sie sich sowohl in den liturgischen Dienst als auch in die Ausarbeitung einer kurzen Predigt einüben. Die Andacht am Montag hält der Bischof, jene am Donnerstag ein Lehrer. Nach der Grundprüfung werden die Studenten einem Pfarrer als Mentor zugewiesen, bei dem sie jährlich fünf Gottesdienste mit eigener Predigt halten und dazu bei etwa drei Gottesdiensten anwesend sein sollen, wo sie hospitieren oder eine Lesung halten. Der Besuch des Instituts-gottesdienstes am Sonntag abend ist erwünscht, er wird von Professoren und Studenten im Wechsel gestaltet.

Zu Beginn jedes Semesters wird eine 2–3tägige Rüstzeit veranstaltet, in der mit den Studierenden Fragen der Kirche und der Gesellschaft besprochen werden. Eine davon wird vom Bischof geleitet, die zweite organisieren die Studierenden selber. Aber in beiden Fällen machen sie Vorschläge für die Wahl der Themen, sie sind die Träger der Diskussionen der Referate von Auswärtigen, für deren Auswahl sie auch Anregungen geben können. Hier ist der Freiraum der Studierenden am größten und wird auch sinnvoll

genützt. Das hängt auch damit zusammen, daß diese Rüstzeiten seit 1970 nicht mehr in den Räumen des Theologischen Institutes, sondern in einem kirchlichen Erholungsheim, also an einem dritten Ort, stattfinden.

Im Laufe ihres Aufbaustudiums müssen die Studierenden zwei Praktika von je drei Wochen in der Gemeinde absolvieren, ein diakonisches und ein religionspädagogisches. Dadurch werden sie konkret in den praktischen Dienst in den Gemeinden hinein genommen. Wir erwägen als Option ein Praktikum in der Jugendarbeit.

Mit Abschluß der Lizentiatenprüfung sind die ehemaligen Studenten befähigt, von der Kirche über ein einjähriges Vikariat mit folgender Pfarramtsprüfung oder von der Schule als Religionslehrer übernommen zu werden. Die Pfarramtsprüfung kann nach einem elfmonatigen Vikariat erfolgen. Voraussetzung ist eine Hausarbeit und der Nachweis über die im Vikariat getane Arbeit. Geprüft werden neben heimischer Kirchengeschichte alle Fächer der Praktischen Theologie.

4. Die Studierenden

Aufgenommen zum Studium werden Frauen und Männer, die die Reifeprüfung bestanden haben. Seit 1990 sind es zwischen drei und sechs pro Jahr. Das deckt auf die Dauer die Bedürfnisse der Kirche. Eine Pfarrerschwemme ist nicht in Sicht. Voraussetzung der Aufnahme zum Studium ist zusätzlich eine Aufnahmeprüfung in Bibel-, Bekenntnis- und Gesangbuchkunde. Diese Prüfung wird den Kandidaten erlassen, wenn sie bei der Reifeprüfung die Durchschnittsnote „9“ (sehr gut) erzielt haben. Aufnahmeprüfungen sind bei der Universität üblich, können aber auch erlassen werden. Das Erlernen der genannten Fächer vor dem Studium entlastet die Studierenden in den beiden ersten Semestern, die Kandidaten, die ohne Prüfung ankommen, können den Lernstoff nachholen.

Insgesamt zehn Frauen wurden in den Anfangsjahren (1950–1957) aufgenommen, doch wurden sie im Januar 1959 auf Geheiß des Staates im Zuge von Veränderungen nach der Revolution 1956 in Ungarn vom Studium ausgeschlossen; die bereits in den kirchlichen Hilfsdienst (Katechese und Diakonie) Genommenen mußten sich eine andere Arbeitsstelle suchen. Erst seit dem Herbst 1989 bilden wir wieder Frauen aus, es sind heute etwa die Hälfte der Studierenden. In den Pfarrdienst gehen die weiblichen Absolventen allerdings nur zögernd, möglicherweise weil ihnen die kirchliche Struktur immer noch zu patriarchalisch erscheint. Das wird sich mit der Zeit ändern.

Die meisten unserer Studenten können ein Jahr im Ausland zubringen, weil das Diakonische Werk der EKD, der Lutherische Weltbund oder andere Einrichtungen ihnen ein Stipendium sichern. Gewöhnlich studieren sie im 7. und 8. Semester auswärts, weil sie dann alle alten Sprachen gelernt und die theologische Grundausbildung erhalten haben. Nach dem Jahr im Ausland verlängern sie häufig das Studium um ein Jahr, nicht nur, weil sie an der dortigen Theologischen Fakultät andere oder weniger Fächer gehört haben, sondern auch, weil sie die erhaltenen Eindrücke und die Begegnung mit unterschiedlichen Lebensformen verarbeiten müssen, wozu sie Zeit benötigen.

Viele Studierende wohnen im Theologenheim. Dieses bietet Raum für 25–30 Bewohner. Es befindet sich im selben Haus, sogar im selben Stockwerk wie die Vorlesungsräume. Das ist sehr bequem. Das gemeinsame Leben im Haus schweißt die aus sehr verschiedenen Kreisen Kommenden zu einer Einheit zusammen, sie lernen, aufeinander Rücksicht zu nehmen. Wenn sich Streitigkeiten ergeben, ist der Druck zur Versöhnung groß. Vor der Feier des Abendmahles wird sie zusätzlich eingeübt, wie es Mt 5,23–24 fordert. Das hat eine lange Tradition in unserer Kirche und wirkt sich heute noch segensvoll aus. Durch solches gemeinsames Leben wird die Gruppe zu einer größeren Familie. Das hat auch seine Nachteile: Der Eifer zum Studium wird etwas gebremst. Andererseits wird hier christliches Leben eingeübt, das sich auf das Leben der Kirche auswirkt. Die in diesem Kreis gefeierten Adventsabende sind zum Modell für Gemeindefeiern geworden.

Lange Zeit kamen zum Studium fast ausschließlich Siebenbürger Sachsen, die bereits als Kinder von der Tradition geprägt waren. Da gab es bloß Unterschiede zwischen bäuerlicher und städtischer Herkunft. Die Pfarrerskinder lagen in der Mitte und konnten zwischen beiden bei Meinungsverschiedenheiten einen Ausgleich befördern. Die Kenntnis des Gottesdienstes und des Gemeindelebens konnte in jedem Falle vorausgesetzt werden. Das hat sich nach 1990 geändert. Jetzt kommen auch Kandidaten aus anderen Traditionen zum Studium. Teilweise haben sie bei der Jugendarbeit mitgemacht. Aber viele haben zu unserer Kirche nur begrenzte Beziehung. Viele sind im rumänischen und orthodoxen Umfeld zumindest auch zu Hause, zweisprachig sind sie sowieso. Da sich auch die Lage der Kirche grundlegend geändert hat und es nur noch in den Städten größere Gemeinden gibt, ist die Eingliederung der Studierenden in das Gemeindeleben nicht leicht. Insofern sie aus den Jugendgruppen kommen, lockern sie die Verbindung zu diesen, weil sie mit dem, was die Jugendgruppen in der Freizeit einüben, täglich zu tun haben. Das gemeinsame Leben im Wohnheim wird zum Gemeindeleben. Das hat sowohl eine positive wie eine negative Seite.

Positiv ist, daß sie hier Christentum konkret erleben können, negativ aber, daß sie einer anderen Lebensweise und Frömmigkeit als derjenigen begegnen, die sie später in den Gemeinden erleben werden. Die Nostalgie der jüngeren Pfarrer macht das einerseits deutlich, andererseits auch der kritische Blick der älteren Pfarrer auf die neuen Selbstverständlichkeiten der jeweils nächsten Studentengeneration. Was man selbst als Studierender erlebt hat, bleibt in beiden Fällen prägend.

5. Wissenschaftliche Fortbildung

Mit abgelegtem 1. und 2. Examen kann man sich zum Doktorat einschreiben. Es beginnt wieder mit einer Aufnahmeprüfung, bei der die alten Sprachen und eine moderne sowie das Fach geprüft werden, in dem promoviert werden soll. Das Doktorandenstudium hat einen eigenen Aufbau, den staatlichen Normen entsprechend. Es werden vor der Einreichung der Dissertation vier schriftliche Arbeiten und vier mündliche Prüfungen erwartet. Darin soll das gesamte Umfeld der Dissertation abgesprochen werden, die schriftlichen Arbeiten sind gleichzeitig eine Einübung zur Abfassung wissenschaftlicher Arbeiten, die bei uns nötiger ist als anderswo, weil der Umgang mit den Methoden wissenschaftlicher Arbeit nicht so selbstverständlich ist wie an einer westlichen Universität. Nach erfolgreichem Abschluß dieses Studienganges wird die Dissertation eingereicht. Die Abschlußprüfung ist nur noch eine Verteidigung der Dissertation. Vergleicht man diese Art der Doktorpromotion mit einer in Deutschland, so erscheint manches zu kompliziert. Dennoch scheint mit die Sache vergleichbar, wenn auch anders vorgegangen wird. In Deutschland wird die Dissertation eingereicht, die Prüfung (Rigorosum) wird aber in mehreren theologischen Fächern abgelegt. Man erwartet eine größere theologische Allgemeinbildung als bei der Lizentiatenprüfung. Diese wird bei uns im Doktorandenstudium gelehrt und geprüft, die Dissertation und ihre Verteidigung bildet den Abschluß. Der Vergleich zeigt, daß die Promotion bei uns nicht schwerer ist als anderswo. Das Doktorandenstudium hat seinen eigenen Sinn. Der Dokortitel ist der höchste Grad, den das Theologische Institut verleihen kann. Die Habilitation gibt es in Rumänien nicht.

6. Der Lehrkörper

Als unsere Abteilung des Theologischen Institutes 1949 gegründet wurde, gab es in unserer Kirche keine Theologen, die eine Ausbildung hatten, um an der Hochschule zu unterrichten. So wurden promovierte Pfarrer oder solche mit wissenschaftlichen Gaben als Lehrer berufen. Es hat in der 50jährigen Geschichte unseres Institutes immer wieder Lehrer gegeben, die die Promotion nicht oder noch nicht besaßen. Seit Herbst 2000 haben wir wieder nur promovierte Lehrer und sind glücklich darüber. Voraussetzung zur Berufung als Theologischer Lehrer ist die Herkunft aus dem Pfarrerstand und zusätzlich womöglich Doktorat. Kann das letztere nicht vorausgesetzt werden, wird der Lehrer tiefer eingestuft.

Das neue Unterrichtsgesetz hat die Meßlatte 1999 höher gesetzt. Für Dozenten wird die Promotion vorausgesetzt, zur Übernahme einer Professur aber die Veröffentlichung eines zweiten Buches. Eine Habilitation wird nicht erwartet, aber doch eine vergleichbare Arbeit. Um Doktorvater zu sein, muß man neuerdings vier Bücher geschrieben haben. Dies zeigt, daß auch bei uns die Ansprüche steigen, man sich einem sehr viel höheren Standard nähern will.

Fünf Lehrer vertreten an unserer Hochschuleinrichtung je ein theologisches Hauptfach, einer für das AT und die Religionsgeschichte, einer für das NT, einer für Kirchengeschichte, einer für Systematische Theologie und einer für Praktische Theologie. Daneben helfen noch eine Reihe von Stundengebern in Latein, Englisch, Kirchenmusik, Praktischer Katechetik und Einführung in die Orthodoxie aus. Die Emeriti beteiligen sich ebenso an Vorlesungen zur Entlastung der Kollegen, die durchschnittlich acht Wochenstunden und mehr zu halten haben. Dazu hat noch jeder Kollege eine zusätzliche Aufgabe, die Betreuung der Bücherei, die Verantwortung für die geistliche Erziehung, für die Mensa, für das Wohnheim. Zur Zeit ist eine Überlastung der Kollegen zu spüren, weil jeder noch eine größere Aufgabe in der Kirche oder an der Universität übernommen hat. Das wirkt sich auf die Dauer nachteilig aus und wird hoffentlich nicht so bleiben.

Der Nachwuchs wird durch die Promotion herangebildet. Wir haben z. Zt. im Pfarrberuf einen Promovierten, zwei weitere Kandidaten stehen vor der Promotion und weitere zwei haben den Weg zur Promotion begonnen. So müssen wir uns im Augenblick für die Zukunft keine Sorgen machen. Wir halten es auch für möglich, daß immer wieder ein Lehrer aus dem Ausland zu uns kommt. Ein habilitierter Professor aus Bern lehrt z. Zt. bei uns Kirchengeschichte und Konfessionskunde.

7. Wissenschaftliche Arbeit

Der wissenschaftlichen Arbeit waren und sind enge Grenzen gesetzt. Die Gründe sind verschiedene:

- Der Lehrkörper setzt sich aus ordinierten Geistlichen zusammen. Sie haben vor ihrem Eintritt in das Lehramt ein Pfarramt geleitet und bleiben ihren Pfarrbrüdern verbunden. Was die Gemeinden brauchen, beschäftigt sie zeitlebens. Darum können sie nicht leicht in die abstrakte Wirklichkeit der Wissenschaft eintauchen. Auch werden immer wieder Gutachten und Stellungnahmen zu theologischen Problemen erwartet. Der Kontakt zu den Studierenden ist eng und nimmt viel Zeit in Anspruch, die für wissenschaftliche Tätigkeit genützt werden könnte.
- Es gibt jeweils nur einen Vertreter seines Faches. Eine Stimulierung durch den Fachkollegen fällt somit aus. Wichtiger ist aber, daß das ganze Fach übersehen werden muß. Eine Aufteilung auf Schwerpunkte ist (noch?) nicht erwünscht. Der Kirchengeschichtler etwa ist für die gesamte allgemeine und die siebenbürgische Kirchengeschichte zuständig, der Systematiker für Dogmatik, Ethik, Philosophie und Ökumene.
- Bis 1990 mußten die Vorlesungen schriftlich ausgearbeitet und den Studenten zur Verfügung gestellt werden. Letztere sollten weniger aus Büchern lernen, als sich die Vorlesung der Professoren aneignen. Wir haben zwar immer auch den Studenten Bücher zum Studium empfohlen und in Seminaren den Gebrauch wissenschaftlicher Literatur eingeübt, aber die Ausarbeitung der Vorlesung hat viel Zeit in Anspruch genommen. Es kommt hinzu, daß wir überall Übersichtsvorlesungen anboten, d. h. mit den Studenten den ganzen Stoff durchnahmen. Für spezielle Studien blieb wenig Zeit.
- Der Zugang zur Literatur war und bleibt ein Problem. Zu Studien der eigenen Vergangenheit gibt es zwar genügend Quellen, und mehrere Dissertationen sind auf diesem Gebiet erarbeitet worden. Andere konnten nur mit Hilfe eines Auslandsstudiums fertiggestellt werden. Die Möglichkeit eines Auslandsurlaubs für Studienzwecke gibt es seit den 70er Jahren und kann heute vermehrt und dennoch nur in bestimmten Grenzen genutzt werden. Der Martin-Luther-Bund hat in dieser Richtung viel getan.
- Veröffentlichungen im Ausland waren vor 1989 genehmigungspflichtig. Eine hier erstellte Studie konnte, nachdem die Genehmigung zu deren Ausfuhr erwirkt wurde, nur im Glücksfall Aufnahme in einer Zeitschrift finden, schon darum, weil die Literatur nicht genügend berücksichtigt, die Gesprächslage nicht genau erfaßt und die Problematik oftmals fremd

- war. Wurde sie nicht angenommen, war der lange Weg zum Erwirken der Genehmigung vergeblich.
- War aber all dies geschehen und eine Studie veröffentlicht, war das Echo gering, teilweise weil man die Stimmen, die darauf reagierten, wegen der mangelnden Literatur nicht hörte, teilweise weil man nicht zur Kenntnis genommen wurde. Dennoch haben es mehrere Kollegen geschafft, im Ausland zu publizieren. Das Echo war mäßig.
 - Im Inland war die Publikation seit den 70er Jahren möglich, zunächst in der damals wieder erscheinenden Monatsschrift „Kirchliche Blätter“, ab 1978 in den „Beihefte(n) der Kirchlichen Blätter“ (BKB), von denen sechs „Hefte“ herausgebracht werden konnten, die meisten mit Studien von Professoren, Doktoren und Doktoranden. Gewöhnlich war für deren Erscheinen ein bestimmter Anlaß gewählt worden (Festschrift). Ab diesem Jahr soll ein Jahrbuch unserer Fakultät publiziert werden. Damit wollen wir einem breiteren Bekanntenkreis zeigen, was wir tun und wie wir denken.
 - Wissenschaftlich geprägt war die Arbeit mit den Doktoranden. Es gab seit Ende der 70er Jahre einen festen Kreis von Doktoren und Doktoranden, der sich in regelmäßigem Abstand traf und aktuelle theologische Fragen besprach. Einen besonderen Stellenwert nahm die Aufarbeitung der geistigen Strömungen in der Zeit zwischen den Weltkriegen ein. Seit 1990 gibt es diesen Kreis nicht mehr, weil die meisten Teilnehmer ausgewandert sind. Die neuen Doktoranden haben noch nicht zu einem Kreis zusammengefunden.
 - Nach der Wende standen uns eigentlich alle Türen zur wissenschaftlichen Arbeit offen. Daß sie reduziert wahrgenommen wurden, ist darauf zurückzuführen, daß uns die Probleme der Gegenwart völlig gefangen nahmen. Die wenigen Kräfte in dieser Richtung flossen zum großen Teil in die Arbeit der neu gegründeten Evangelischen Akademie ein.

8. Die Bücherei

Die Bibliothek des Theologischen Institutes ist mit ihren rund 25 000 Bänden eine sehr wertvolle Einrichtung, die von Jahr zu Jahr an Qualität zunimmt. Entstanden ist sie 1955 bei der Übersiedlung nach Hermannstadt, bis dahin wurde die große Bücherei des Institutes in Klausenburg benutzt. Damals spendeten auf einen Aufruf der Kirchenleitung hin die Pfarrer ihre entbehrlichen Bücher, vor allem aus den 20er und 30er Jahren. In jenen

Jahren konnten für kurze Zeit Bücher aus der DDR auch über Buchhandlungen bestellt werden, das Gustav-Adolf-Werk Leipzig und bald danach auch das Sendschriften-Hilfswerk des Martin-Luther-Bundes in Berlin taten ihr Möglichstes für die Ausstattung der Bücherei. Aus dem Westen kamen Bücher beginnend mit den 60er Jahren, gezielt dann etwa ab 1970. Mit Hilfe von Geldspenden mehrerer Kirchen und Vereine konnte ein fester Grundbestand für alle theologischen Fächer angeschafft werden, der jährlich aus weiteren Hilfsmitteln ergänzt wird. Eine große private Bücherspende kam im Jahre 2000, als uns Prof. Dr. Martin Klopfenstein aus Bern seine alttestamentliche Bücherei übersandte; der Verlag Mohr/Siebeck in Tübingen trug mit einer großen Spende zur Verbesserung der Bücherei auf dem Gebiet des NT bei.

Diese Bibliothek reicht zum Studium einschließlich der Seminar- und Lizentiatenarbeiten sowie zur Dokumentation der Professoren aus. Für Dissertationen und größere Studien ist ein Besuch einer großen Bücherei im Ausland nötig.

9. Ökumenische Öffnung

Unsere Fakultät war seit Anbeginn mit den anderen Protestantischen Hochschuleinrichtungen durch das gemeinsame Institut verbunden. Bis zur Übersiedlung nach Hermannstadt 1955 war die Kommunikation unter Professoren und Studenten der verschiedenen Fakultäten intensiv. Das änderte sich etwas, nachdem wir räumlich getrennt wirkten. Aber das Gespräch der Kollegen untereinander hat nicht aufgehört. Es wurde ergänzt durch Austauschstudenten, die von uns nach Klausenburg gingen und umgekehrt. Die Anzahl der bei uns studierenden ungarisch-sprachigen Reformierten und Evangelischen, ganz selten auch ein Unitarier, war viel größer als jene unserer Studenten, die in Klausenburg weilten. Wir nehmen durchschnittlich fünf bis acht Studenten aus Klausenburg an, von uns geht etwa jedes dritte Jahr ein Student hin. Das hängt mit der Sprache zusammen. In Klausenburg, wo die Unterrichtssprache Ungarisch ist, lernt man als Fremdsprache auch Deutsch, und die Studierenden verbessern ihre Kenntnisse bei uns, aber bei uns ist die einzige Fremdsprache Englisch, und nur Studenten mit ungarischem Hintergrund oder besonderem Interesse studieren auch in Klausenburg. Die Möglichkeit zum Austausch ist aber für jeden da.

Zu den Orthodoxen haben wir seit den späten 60er Jahren intensive Kontakte. Es war eine Auswirkung dessen, daß die Kirchen Rumäniens in

Neu-Delhi 1961 dem Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) beitraten. Zweimal im Jahr traf sich der gesamte Lehrkörper der Theologischen Institute aus Klausenburg, Bukarest und Sibiu/Hermannstadt zu den Interkonfessionellen Theologischen Konferenzen, um Themen von gemeinsamem Interesse, meist im Hinblick auf ökumenische Veranstaltungen, aufgrund von Referaten zu diskutieren. Die Sitzungen waren teilweise steril, weil ein staatlicher Beobachter anwesend war und das Staatssekretariat für Kulte die Tagungen organisierte. Die Referate wurde vorgelegt und zensiert. Dennoch haben die Gespräche am Rande der Konferenz persönliche Beziehungen und das bessere Kennenlernen der anderen Seite ermöglicht. Als der Organisator (Staatssekretariat) mit der Wende wegfiel und niemand mehr zu den Konferenzen einlud, wurde dies vielfach als ein Verlust angesehen. Langsam werden jetzt neue Verbindungen geknüpft. Sie laufen auch über Studierende, die sich gegenseitig einladen. Eine Frucht solcher Begegnungen ist die noch in diesem Jahr erscheinende dreisprachige Zeitschrift ARCUS, die den Kontakt der sechs verschiedenen konfessionellen Theologischen Ausbildungsstätten (orthodox, katholisch, griechisch-katholisch, reformiert, evangelisch und unitarisch) stimulieren, Grundinformationen vermitteln und weiterführende gemeinsame Themen behandeln will.

Neu ist für uns die Tatsache, daß wir aus orthodoxem und freikirchlichem Bereich Doktoranden haben. Die Sache ist komplex, weil wir uns, die wir von verschiedenem Hintergrund kommen, aufeinander einstellen müssen, doch zeigt gerade diese Tatsache, daß unser Institut über die Grenzen unserer Kirche hinaus bekannt ist und geschätzt wird. Wir hoffen, mit diesen Doktoranden in das neue Umfeld einwirken zu können. Damit im Zusammenhang stehen Projekte, die noch auf ihre Konkretion warten: ein gemeinsames orthodox-evangelisches Magisterstudium und ein ökumenisches Doktorat in Zusammenarbeit auch mit den Katholiken. Wir wollen abwarten, wie sich die Zusammenarbeit in Zukunft gestalten läßt.

Bereits jetzt läuft unter unserer Betreuung ein vom Diakonischen Werk Stuttgart eingerichteter siebenmonatiger Sprachkurs für Deutsch, an dem 16 Frauen und Männer aus Rumänien und anderen ehemaligen Ost-Blockstaaten teilnehmen, die ein abgeschlossenes Hochschulstudium haben; es sind hauptsächlich orthodoxe Geistliche.

Mit dem Studienjahr 2001/2002 beginnt in Zusammenarbeit mit der Universität eine Ausbildung für Germanisten und Religionspädagogen. Den theologischen Teil übernimmt unsere Fakultät. Damit ist eine gemeinsame Arbeit mit der Universität begonnen, die zwar klein ist, doch stehen die Chancen gut, daß die gemeinsamen Interessen besser wahrgenommen werden. Die damit geöffnete Türe hat Perspektiven.

Unsere kleine Hochschuleinrichtung hat immer neu nach Freunden Ausschau gehalten und solche auch gefunden. In der ersten Hälfte der 80er Jahre gelang es, einen Partnerschaftsvertrag mit der Münchener Theologischen Fakultät abzuschließen. Der Versuch, dasselbe mit der Kirchlichen Hochschule Leipzig zu tun, schlug fehl, weil nach den damaligen Ordnungen des Staates in der DDR und bei uns eine solche Partnerschaft nur möglich war, wenn jeweils der andere darum ansuchte. Sowohl die Leipziger als auch wir konnten nur reagieren, nicht selbst aktiv werden. Eine freundschaftliche Beziehung zur Evangelischen Fakultät in Wien aus der zweiten Hälfte der 80er Jahre konnte nach der Wende ausgebaut werden, eine Vierecksbeziehung zwischen den beiden Theologischen Fakultäten in Bern (reformiert und christ-katholisch) und Sibiu/Hermannstadt (orthodox und evangelisch) kam hinzu. Gemeinsam konnte ein Projekt entwickelt werden, das vom Schweizerischen Nationalfonds finanziert wird. Die Marburger Evangelische Fakultät nahm uns in den Partnerschaftsvertrag der Universitäten unserer beiden Städte mit hinein, und die Erlanger Evangelische Fakultät bekundete ein vergleichbares Interesse. Neuerdings soll mit der Evangelischen Fakultät Jena ein gemeinsames Sokrates-Projekt ausgearbeitet werden.

All dies bekundet unsere ökumenische Einstellung und unsere Offenheit gegenüber ganz verschiedenen Einrichtungen und Strömungen. Wir sind bestrebt, immer wieder nach dem Eigentlichen und Spezifischen zu fragen. Doch ist uns das gemeinsame Ziel einer ökumenisch geprägten Theologie mindestens ebenso wichtig wie unsere evangelische Ausrichtung. Eine Einrichtung der (gewesenen) traditionsgebundenen, siebenbürgisch-sächsischen Kirche sind wir bestimmt nicht (mehr), auch die Kirche hat sich gewandelt, wohl aber sind wir eine Institution, in der der Umgang mit der Bibel und der eigenen Geschichte wie die Offenheit für Fragen des Glaubens und des christlichen Lebens eingeübt werden.

Der Weg unserer Kirche und ihrer Evangelischen Theologie ist ein anderer als jener, den die Evangelische Kirche in Brasilien gegangen ist. Für uns ist der Augenblick (noch?) nicht gekommen, wo wir auf unsere Muttersprache zugunsten der Landessprache verzichten müssen und wollen. Wir können Luthers Werke in seiner und unserer Sprache lesen. Das kann sich ändern, aber Anzeichen dazu gibt es noch nicht, vor allem darum nicht, weil wir merken, wie sehr wir in unserer Eigenheit gebraucht werden. Wenn die Zeit sich ändert, werden die entsprechenden Schritte von den jeweils Verantwortlichen getan werden. Es ist unserer Kirche geschenkt worden, in der Zeit einer großen Auswanderung von einer Volkskirche zu einer Kirche mit offenen Strukturen und einer großen Ausstrahlung zu werden. Das ist der Grund unserer Hoffnung für die Zukunft.

10. Finanzierung

Getragen wird unser Institut seit der Gründung von der Evangelischen Kirche. Der Staat hat im Laufe der Zeit verschieden hohe Mittel zur Unterstützung zur Verfügung gestellt. Zur Zeit betragen sie rund 10 % der Ausgaben. Der Lutherische Weltbund trägt seinerseits seit geraumer Zeit zur Finanzierung bei, z. Zt. mit etwa 20 %. Kirchliche Stellen, der Martin-Luther-Bund und das Gustav-Adolf-Werk helfen mit den ihnen eigenen Mitteln. Mehr als die Hälfte der Ausgaben aber werden seit einigen Jahren von einem Förder- und Freundeskreis gedeckt, der auf Initiative der fünf Partnerfakultäten entstanden ist. Dieser Kreis hat dazu beigetragen, unsere Fakultät in der Zeit der Unsicherheit über Wasser zu halten. Wir wissen, daß eine Erziehungseinrichtung auf die Dauer nicht von einem Freundeskreis getragen werden kann. Darum wurden in Zusammenarbeit mit der Kirchenleitung Modelle für mögliche Alternativen entwickelt. Wir haben klare Vorstellungen ausgearbeitet von dem, was nötig ist, wenn Engpässe eintreten. Möglicherweise werden bereits in naher Zukunft einige Schritte in dieser Richtung getan. Vorläufig sind wir für alle Förderung dankbar. Die Freundschaft, die wir vielerorts erfahren, ist uns auch aus einem anderen Grunde wichtig: Eine so kleine Einrichtung wie unsere Fakultät lebt mit und von Kontakten mit vielen Menschen. Daß wir viele Freunde haben, erfüllt uns mit großem Dank.

Ein massenhaftes Exposé der Siebenbürgel Sachsen aus Rumänien stellt sich die Frage nach der Zukunft der Evangelischen Kirche A. B. und dem Modus ihrer Weiterexistenz in besonderer Schärfe.¹ Theologische Reflexion und Ortsbestimmung in den verschiedenen Bereichen kirchlichen Handelns ebenso wie lebenspraktische Impulse und Orientierungen sind im Sinne einer Neurechtfindung der Evangelikums angesichts des sich in der rumänischen Gesellschaft unüberschaubar in Gang befindlichen Transformationsprozesses gefragt. Wertewandel,² die weltliche Hart nach neuen Optionen

¹ Oktaverg: Fassung zweier Handzettel zu die Pfarrversammlung vor dem Landeskonvent der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien, die im Juni 1981 erfolgreich abgeschlossen wurde.

² „Was nämlich all das betrifft, was nur mit Mühe ausgesprochen wir durch den Willen und auf Befehl des Logos bewegt worden sind, so ist es die Liebe, aus der wir auch an dem, was uns offenbar worden ist, teilhaben können.“ Übersetzung v. Klaus Wengst, 2002, S. 174.

³ Vgl. Christoph Klein, *Ausschau nach Zukunft. Die Siebenbürgisch-Sächsische Kirche im Wandel*, Erlangen 1998.

⁴ Vgl. Holmer Klages, *Traditionsbruch als Herausforderung. Perspektiven der Wertewandlungsphase*, Frankfurt a. Main/New York 1985.